

Viktor E. Frankl

Es kommt der Tag, da bist du frei

Viktor E. Frankl

Es kommt der Tag, da bist du frei

Unveröffentlichte Briefe, Texte und Reden
Herausgegeben von Alexander Batthyány

Kösel



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium Cream liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Copyright © 2015 Kösel-Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlag: Weiss Werkstatt München
Umschlagmotiv: © picture-alliance/IMAGNO/Viktor Frankl Institut/Bildnr. 31040334
Abbildungen im Buch: © picture-alliance/IMAGNO/Viktor Frankl Institut
Layout und Satz: Lisa Jüngst, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-37138-9

www.koesel.de

Für weitere Informationen über Viktor E. Frankl
und über Logotherapie und Existenzanalyse:
Viktor Frankl Institut & Archiv Wien
Prinz Eugenstr. 18/12
A-1040 Wien, Österreich
Tel.: +43-676-9345 750
E-Mail: alexander.batthyany@gmail.com
Webseite: www.viktorfrankl.org

für

ELLY !

der es gelungen ist, den
einstigen »homo
patiens« in einen
homo amans zu ver-
wandeln
Viktor

Für Elly, der es gelungen ist, den einstigen »homo patiens«
in einen homo amans zu verwandeln. Viktor

Inhalt

Einleitung	9
Editorische Notiz	24
»Zeitzeugen« Juni 1985	27
Briefe 1945–1947	35
Aus dem Konzentrationslager befreit	36
Was ihr noch leiden solltet, muss ich leiden	48
Ein Mensch um mich, der imstande war, alles zu wenden	65
Texte und Beiträge 1946–1948	97
Was sagt der Seelenarzt zu dieser Zeit?	98
Vom Sinn und Wert des Lebens	104
Vom Sinn und Wert des Lebens III	134
Leben wir provisorisch? Nein: Jeder ist aufgerufen!	160
Lebenswert und Menschenwürde	163
Die Existenzanalyse und die Probleme der Zeit	168
Zur Frage der rassistisch verfolgten KZler	192
Zum letzten Mal: Das verhängte Fenster	195
Ein Psychotherapeut antwortet auf aktuelle Fragen	202
»Die Furche« und Spinoza	208
Nicht der Dieb, sondern der Bestohlene ist schuldig	210
Die Mörder sind unter uns	213

Gedenkreden 1949–1988	217
In memoriam	218
Versöhnung auch im Namen der Toten	224
Alle, die guten Willens sind	228
Viktor E. Frankl: Leben und Werk	233
Über den Herausgeber	249
Verwendete Literatur	250
Anmerkungen	252

O Buchenwald, wir jammern nicht und klagen
und was auch unsere Zukunft sei:
Wir wollen trotzdem Ja zum Leben sagen,
denn einmal kommt der Tag – Dann sind wir frei!
Refrain des Buchenwaldlieds

Einleitung

von Alexander Batthyány

Alle im Lager wussten es und sagten es einander: es gibt kein Glück auf Erden, das je wiedergutmachen könnte, was wir erleiden. Um Glück war es uns auch nie zu tun – was uns aufrecht hielt, was unserem Leiden und Opfern und Sterben Sinn geben konnte, war nicht Glück. Trotzdem: auf Unglück – darauf war man kaum gefasst. Diese Enttäuschung, die nicht wenigen von den Befreiten in der neuen Freiheit vom Schicksal beschieden war, ist ein Erlebnis, über das diese Menschen nur schwer hinweggekommen sind und, seelenärztlich gesehen, auch sicherlich nicht leicht hinweggebracht werden können. Diese Feststellung ist aber nichts, was den Seelenarzt entmutigen dürfte – im Gegenteil: sie hat ihm Ansporn zu sein, denn sie hat Aufgabencharakter.

So oder so – einmal kommt der Tag, für jeden der Befreiten, an dem er, rückschauend auf das gesamte Erlebnis des Konzentrationslagers, eine merkwürdige Empfindung hat: er kann es nun selber nicht verstehen, wie er imstande war, all das durchzustehen, was das Lagerleben von ihm verlangt hat. Und wenn es in seinem Leben einen Tag gab – den Tag der Freiheit –, an dem ihm alles wie ein schöner Traum erschien, dann kommt einmal der Tag, an dem ihm alles, was er im Lager erlebt, nur mehr wie ein böser Traum vorkommt. Gekrönt wird aber all dieses Erleben des heimfindenden Menschen von dem köstlichen Gefühl, nach all dem Erlittenen nichts mehr auf der Welt fürchten zu müssen – außer seinen Gott.

Mit diesen Zeilen endet Viktor Frankl seinen 1945 verfassten Holocaustbericht ... *trotzdem Ja zum Leben sagen*. Was aber unmittelbar danach geschah; weshalb Frankl in das heimatliche Wien zurückkehrte und wie der ehemalige Lagerhäftling die ersten Tage, Wochen und Monate nach der Befreiung erlebte und unter welchen Lebensumständen er seinen berühmten Holocaustbericht verfasste – all dies ist in ... *trotzdem Ja zum Leben sagen* nicht oder meist nur mit wenigen Worten angedeutet, viel mehr noch blieb aber einer größeren Leserschaft bisher verborgen oder gänzlich unbekannt.

Im Anschluss an seine Vorträge ist Viktor Frankl daher des Öfteren über die Zeit unmittelbar nach der Befreiung aus dem Konzentrationslager befragt worden. Im Laufe der Jahre und, so scheint es, mit wachsendem zeitlichen Abstand hat Frankl mit zunehmender Offenheit über die ersten Wochen und Monate in der Freiheit erzählt. Ab ungefähr Anfang der 1990er-Jahre hat Frankl dann erstmals persönliche Notizen und Briefe aus seinem Privatarchiv zur Einsichtnahme und Veröffentlichung freigegeben – offenbar in der Überzeugung, dass auch diese bislang kaum beachtete Lebensphase seiner Heim- und Rückkehr es verdiene, vor dem Vergessen bewahrt zu werden; vielleicht auch in der Hoffnung, dass auch über sie zu lesen womöglich jenen, die schon aus der Lektüre von ... *trotzdem Ja zum Leben sagen* Trost und Kraft geschöpft haben, helfen könne, wieder Mut und Zuversicht für ihr eigenes Leben zu gewinnen.

Vor diesem Hintergrund rekonstruiert dieses Buch einige der wichtigsten Stationen und Leitmotive der Befreiung und Heimkehr mithilfe von teilweise noch unveröffentlichten Briefen und Dokumenten aus Viktor Frankls privatem Nachlass in Wien. Eine weitere Intention dieses Buches ist es, ein oft kolportiertes, mitunter aber allzu vereinfachendes Narrativ über Frankls Bio-

grafie in den ersten Nachkriegsjahren zu korrigieren. Tatsächlich enthalten einige der hier veröffentlichten Texte und Briefe in dieser Hinsicht auch für Kenner von Frankls Biografie Überraschendes, insofern sie beispielsweise zu einer zurückhaltenderen Lesart etwa der Frage auffordern, wie »leicht« es Frankl fiel, nach der Beendigung der Lagerhaft in vier Konzentrationslagern (Theresienstadt, Auschwitz, Kaufering und Türkheim) wieder zurück in ein Leben in Freiheit zu finden. Auch zeigen vor allem die frühen politischen Stellungnahmen und Vorträge, um wie viel differenzierter als bisweilen dargestellt Frankls Standpunkt zu Fragen nach kollektiver Schuld, Verantwortung und Wiedergutmachung gewesen ist. Dieses Buch beleuchtet somit als Ergänzungs- und Fortsetzungsband von ... *trotzdem Ja zum Leben sagen* eine im Allgemeinen weniger bekannte Werk- und Lebensphase Viktor Frankls.

Der Textapparat ist in drei Hauptteile gegliedert – der erste, biografische, Teil enthält Briefe und Gedichte aus den Jahren 1945–1947, der zweite Teil enthält Vorträge, Interviews und Stellungnahmen zum Themenbereich Holocaust, Nationalsozialismus und Weltkrieg aus den Jahren 1946 bis 1948; der dritte Teil Gedenkreden aus den Jahren 1949–1988.

Dem ersten Hauptteil vorangestellt ist ein Zeitzeugenbericht Frankls aus dem Jahr 1985. Dieser Vortrag erhellt den lebens- und werkgeschichtlichen Zusammenhang der in diesem Band vorgestellten Texte anhand eines kurzen Abrisses von Frankls Lebensgeschichte in den Jahren 1938 bis 1945.

1. Briefe 1945–1947

Der erste Teil zeichnet anhand von zwischen 1945 und 1947 verfassten Briefen den in den letzten Abschnitten von ... *trotzdem Ja zum Leben sagen* nur anskizzierten Weg der Rückkehr nach. Gegen Ende von ... *trotzdem Ja zum Leben sagen* ist die Beschwerlichkeit dieses Weges ansatzweise angedeutet, wenn Frankl schreibt:

Wehe dem, für den das, was ihn im Lager als Einziges aufrecht gehalten hat – der geliebte Mensch –, nicht mehr existiert. Wehe dem, der jenen Augenblick, von dem er in tausend Träumen der Sehnsucht geträumt hat, nun wirklich erlebt, aber anders, ganz anders, als er sich ihn ausgemalt. Er steigt in die Straßenbahn ein, fährt hinaus zu jenem Haus, das er Jahre hindurch im Geist und nur im Geist vor sich gesehen hat, und drückt auf den Klingelknopf – ganz genauso, wie er es in tausend Träumen ersehnte ... Aber es öffnet nicht der Mensch, der nun öffnen sollte –, er wird ihm auch nie mehr die Tür öffnen ...

Diese Zeilen gewinnen an zusätzlicher Bedeutung, wenn man sie vor dem Hintergrund von Frankls Biografie liest. In Theresienstadt hatte Frankl den Tod seines Vaters miterlebt, hegte aber bis zuletzt die Hoffnung, dass vor allem seine Mutter und seine erste Frau Tilly Frankl, geborene Grosser, die Lager überlebt hätten. In einem der frühesten erhaltenen Schreiben nach der Befreiung begründet Frankl mit dieser Hoffnung (und der daraus erwachsenen »Gewissensnot«, nach beiden in Wien zu suchen) auch seine vorzeitige Kündigung – zwecks Rückkehr nach Wien – vom Militärspital der Alliierten Truppen im bayerischen Bad Wörishofen, in dem er in den ersten Wochen nach seiner Befreiung als Arzt arbeitete (vgl. Brief an Captain Schepeler, ohne Datum, 1945).

Erst nachdem er die Hoffnung, seine Mutter und seine Frau wiederzusehen, aufgeben musste – Frankl erfuhr noch in München, dass seine Mutter in Auschwitz ermordet wurde, und unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Wien, dass seine erste Frau Tilly in Bergen-Belsen in den Wochen nach der Befreiung an den Folgen der Lagerhaft verstorben war –, spricht Frankl von seinem Überleben nicht mehr als Gnade, sondern als Last. Geblieben war ihm nun nur noch das Bewusstsein der Aufgabe seines geistigen Werks, der Logotherapie und Existenzanalyse, und die Niederschrift seines bereits vor der Deportation begonnenen Buches *Ärztliche Seelsorge*:

Es ist begreiflich, wenn ich mir im großen Ganzen vorkomme wie ein Junge, der in der Schule nachsitzen muss: die andern sind schon fort, ich bin noch da, ich habe meine Arbeit noch fertig zu machen, dann darf auch ich nach Hause. (23. Juni 1946)

Und:

Kein Glück ist mir in diesem Leben geblieben seit den Martyrien meiner Mutter und meiner jungen Frau. Nichts ist geblieben – außer der Verantwortung gegenüber dem geistigen Werk, das ich zu erfüllen habe – immer noch und trotz, oder: vielleicht auch gerade, weil ich so zu leiden habe. (1945)

Frankl war nach seiner Rückkehr nach Wien tatsächlich außerordentlich produktiv: Er veröffentlichte zwischen 1945 und 1949 acht Bücher, darunter einige der Haupt- und Grundlagentexte der Logotherapie und Existenzanalyse; auch hielt er zahlreiche viel beachtete Vorträge und Rundfunkansprachen im In- und

Ausland. Ab Februar 1946 konnte er zudem seine ärztliche Tätigkeit wiederaufnehmen: Frankl wurde zum Vorstand der Neurologischen Abteilung der Wiener Poliklinik berufen – eine Position, die er 25 Jahre, bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1970, innehatte.

Aber die beruflichen und wissenschaftlichen Erfolge beschreiben wie gesagt nur eine Seite von Frankls Leben nach der Befreiung. Die andere, bisweilen auch in der zeitgenössischen Franklrezeption übersehene Seite kommt im Verhältnis zu den äußeren Erfolgen umso kontrastreicher vor allem in den frühen Briefen an die Schwester und die engeren Freunde zum Ausdruck. Hier spricht Frankl offen über die Einsamkeit und die inneren Nöte, die ihn nach seiner Rückkehr nach Wien bewegten: die Trauer um seine Familienangehörigen und seine erste Frau, um die zahlreichen Freunde, die die nationalsozialistische Verfolgung nicht überlebt hatten.

Ab April 1946 dokumentieren die Briefe dann aber, wie Frankl durch die Bekanntschaft mit seiner zukünftigen zweiten Frau, Eleonore, geborene Schwindt, und der Geburt der Tochter Gabriele im Dezember 1947, zunehmend Mut und neue Kraft schöpft. In seinem Schreiben an Rudolf Stenger beschreibt Frankl das Kennenlernen von Eleonore Schwindt denn auch als den entscheidenden Wendepunkt nach der Befreiung:

Ich kann Dir heute, überhaupt seit wenigen Tagen, nicht wiederholen, wie es um mich »stand«. Denn es »steht« seit Kurzem eben anders um mich, Du wirst wohl erraten, was ich meine. [...] Seither – und diese Andeutung genüge für heute – ist ein Mensch um mich, der imstande war, mit einem Schlag alles zu wenden. (An Rudolf Stenger, 10. Mai 1946)

Aber auch nach diesem Wendepunkt ist der Schatten des Erlebten noch deutlich sichtbar. So trifft Frankl in Rücksprache mit der in Australien lebenden Schwester Vorbereitungen, für den Fall einer Wiederholung der Geschichte ohne Verzug gemeinsam mit seiner Frau Eleonore und der Tochter Gabriele nach Australien auswandern zu können; auch richtet er bei seiner Schwester ein Notarchiv ein, um sicherzustellen, dass sein wissenschaftliches Werk unter allen Umständen (gemeint ist offensichtlich eine erneute politische Gefährdung) überleben würde.

2. Die Texte und Beiträge 1946–1948 und Gedenkreden 1949–1988

Ein wiederkehrendes Motiv der frühen Briefe nach der Befreiung ist Frankls Wahrnehmung der »Verpflichtung«, neben der Niederschrift seiner Bücher als Überlebender des Holocaust und vor allem auch als Arzt »psychologische Wiederaufbauarbeit« zu leisten.

Diese seelische »Wiederaufbauarbeit« drehte sich vor allem um drei Themenkomplexe: persönliche, politische und soziale Verantwortung, sowie Leid und Schuld. Denn zu dem, was Frankl und viele andere Heimkehrer in Form der Leidbewältigung beschäftigte, gesellte sich – oft nicht minder drängend – die Schuldfrage der anderen, und damit das Problem, wie die Überlebenden mit ihren jeweiligen jüngsten Biografien umgehen sollten. Die österreichische und die deutsche Gesellschaft nach 1945 war vor diesem Hintergrund tief greifend gespalten: hier diejenigen, die unfassbare Erniedrigungen und Leid erfahren hatten, und dort diejenigen, die dieses Leid wenigstens zugelassen oder direkt oder indirekt verursacht hatten; und bei letzterer Gruppe wiederum jene, die ihre Verwicklungen aufrichtig bereuten, aber nun umso mehr mit der Last des eigenen Schuld- und Verantwortungs-

bewusstseins konfrontiert waren. Weltkriegs- und Holocausterfahrung wurden somit zu in dieser Dichte wohl historisch einmaligen Brennpunkten existenzieller Auseinandersetzungen mit Leid, mit Schuld und mit Tod – gelitten hatten Millionen; schuldig geworden waren viele, und nahezu jede Familie hatte ihre Toten zu beklagen:

Dem Zweiten Weltkrieg blieb es vorbehalten, die Verbreitung [der existenziellen Fragen] zu fördern, [sie] zu aktualisieren und, darüber hinaus, extrem zu radikalieren. Fragen wir uns aber nach dem Grund hierfür, dann haben wir uns zu vergegenwärtigen, dass dieser Zweite Weltkrieg von vorneherein mehr bedeutete als das bloße Fronterlebnis: er brachte für das ›Hinterland‹ (das es nun nicht mehr gab) das Erlebnis des Bombenkellers – und das Erlebnis des Konzentrationslagers. (Frankl 1947)

Wenn der Heimkehrer Frankl diese Themen aufgreift, fällt zugleich auf, dass er von Anbeginn an zwar einerseits den historisch einmaligen Kontext und Charakter des Holocaust würdigt, zugleich aber seine Hörer und Leser auf die jenseits der konkreten Umstände bleibende Dringlichkeit der ja nicht erst durch den Holocaust aufgeworfenen, sondern durch diesen bloß »radikalisierten« existenziellen Fragestellungen hinweist. In einer Schlüsselstelle bringt Frankl diese Dialektik zwischen Geschichtlichkeit und Zeitlosigkeit der durch die Ereignisse zwischen 1938 und 1945 so drängend gewordenen Fragen wie folgt zum Ausdruck:

Und auch der irrt, der da meinte, der Nationalsozialismus sei es gewesen, der das Böse erst geschaffen habe: dies hieße den Nationalsozialismus überschätzen; denn er war nicht schöp-

ferisch – nicht einmal im Bösen. Der Nationalsozialismus hat das Böse nicht erst geschaffen: er hat es nur gefördert – wie vielleicht kein System zuvor.

Was demzufolge für das Böse gilt, gilt in gleicher Weise auch für das Leid und die Schuld, die aus diesem Bösen erwachsen sind: Sie sind mit Blick auf den Holocaust historisch einmalig in ihrem Ausmaß, nicht aber ihrem Wesen nach als fortwährende Bestimmungsmomente menschlichen Daseins. Die »tragische Trias« – Leid, Schuld und Tod – ist Teil menschlicher Erfahrung; kein Lebenslauf wird von ihr verschont bleiben.

Wenn Frankl sich daher dieses Problems annimmt, so tut er dies nicht nur mit Blick auf die Frage, wie die Kriegs- und Holocaustüberlebenden, sondern wie der Mensch im Allgemeinen auf die tragische Trias antworten soll – ob etwa ein Leben, welches sehr wahrscheinlich früher oder später einmal an die Grenzen des Versteh- und Ertragbaren herangeführt wird, überhaupt noch lebenswert und sinnvoll sei.

Frankls Antwort auf diese Frage kommt in einer zweiten Schlüsselstelle zum Ausdruck. In ihr formuliert er zugleich das Leitmotiv seines »tragischen Optimismus«, der die argumentative Grundlage bildet, auf der der Mensch befähigt werden soll, »trotzdem Ja zum Leben sagen« zu können:

Meine Damen und Herren, ich glaube nicht, einen Fehler zu begehen, wenn ich an dieser Stelle persönlich werde; vielmehr denke ich, es Ihnen irgendwie schuldig zu sein, um damit Ihr Verständnis dafür zu erleichtern, was ich Ihnen auseinandersetzen möchte. Nun: im Konzentrationslager gab es viele, und schwere, Probleme; aber das Problem für die Häftlinge lautete letztlich: »Werden wir überleben? Denn nur dann

hätte unser Leiden einen Sinn.« Doch für mich lautete das Problem anders – mein Problem war genau das umgekehrte: Hat das Leiden, hat das Sterben einen Sinn?

Denn nur dann – könnte das Überleben einen Sinn haben! Mit anderen Worten: nur ein sinnvolles – ein auf jeden Fall sinnvolles – Leben erschien mir wert, erlebt zu werden, ein Leben hingegen, dessen Sinnhaftigkeit dem rohesten Zufall ausgeliefert ist – dem Zufall nämlich, ob man mit ihm, dem Leben, nun davonkommt oder nicht –, ein solches Leben, mit so fragwürdigem Sinn, musste mir eigentlich auch dann nicht lebenswert erscheinen, wenn man mit ihm davonkommt ...

Bestand meine Überzeugung vom unbedingten Sinn des Lebens – einem dermaßen unbedingten Sinn, dass er auch noch das scheinbar sinnlose Leiden und Sterben mit einbegriff –, jene härteste Probe aufs Exempel, bestand sie dieses ich möchte sagen: *experimentum crucis*, das das Konzentrationslager war, nun, dann hatte sie sich bewährt, und endgültig bewährt. Hätte meine Überzeugung von einem so unbedingten Sinn des Lebens, des Leidens, des Sterbens, die Probe nicht bestanden, dann freilich wäre ich bis aufs Letzte desillusioniert worden, und dies unheilbar. Nun, meine Überzeugung hat die Probe bestanden: denn wäre mir das Leben nicht gerettet worden, so würde ich nicht hier vor Ihnen stehen; aber wenn ich mir nicht jene Überzeugung gerettet hätte, dann würde ich nicht heute zu Ihnen sprechen ...

Diese Wendung der Sinnfrage im Leiden führt Frankl von der exklusiven Schau auf Bedingtheit des Menschen (dem »rohesten Zufall«) hin zum zweiten Kernthema seines Nachkriegswerks: der Entscheidungsfähigkeit und Verantwortung des Menschen für sein Handeln und Unterlassen in Vergangenheit und Gegenwart.

Aber angesichts dessen, wofür sich viele nach 1945 zu verantworten hatten, galt es zunächst einmal, weit verbreiteten Widerstand und Scheu vor einer ehrlichen Bilanz des eigenen Handelns anzusprechen. Tatsächlich gingen nicht wenige Österreicher nach 1945 den scheinbar leichteren – und zugleich zweifelhaften – Weg, die Verantwortung für das Unglück und Elend der NS-Herrschaft von sich zu weisen und alleine *den Deutschen* zuzusprechen. Aus den geschichtlichen Tatsachen lässt sich eine solche Entlassung aus der Verantwortung allerdings nicht ableiten. Jenen Österreichern, die etwa pauschal die Deutschen, nicht oder weniger aber die österreichischen Nationalsozialisten zur Verantwortung ziehen wollten, konnte Frankl – zumal aus der Perspektive des Überlebenden von vier Konzentrationslagern – daher nur wenig Entlastendes bieten:

Man rede lieber nicht allzu viel von dem Leid, das Deutsche über Österreich gebracht haben. Denn man frage erst die Opfer selbst, frage die Österreicher, die in den Konzentrationslagern waren, – und er wird von ihnen erfahren, wie die Wiener SS, aller übrigen SS voran, gefürchtet war! Er frage die österreichischen Juden, die den 10. November 1938 in Wien miterlebt hatten, und dann in den Konzentrationslagern von ihren »altreichsdeutschen« Glaubensgenossen zu hören bekamen, um wie viel milder die deutsche SS am gleichen Tage, demselben Befehl von oben gehorchend, vorgegangen war. [...] Ich weiß, ich laufe mit solchen Bemerkungen Gefahr, im hochverräterischen Sinn missverstanden zu werden. Aber jeder verantwortungsbewusste Österreicher muss ein derartiges Missverständnis in Kauf nehmen, sobald er die große Gefahr von heute wittert: das österreichische Pharisäertum. (Frankl 1946)

Es sind vor allem die frühen Texte zur politischen Verantwortung, die jene eingangs angedeutete im Allgemeinen weniger bekannte Seite von Viktor E. Frankls Nachkriegswerk zum Vorschein bringen.

Hier nimmt er weniger allein die Rolle des Seelenarztes ein als die eines politischen Mahners:

Viele von uns wenigen überlebenden Rückkehrern aus den Lagern sind voll Enttäuschung und Verbitterung. Enttäuschung darüber, dass unser Unglück noch nicht aufgehört hat, und Verbitterung darüber, dass auch das Unrecht noch fortbesteht. Gegen das Unglück, das uns oft erst bei der Rückkehr erwartet hat, lässt sich häufig nichts unternehmen. Umso mehr müssen wir gegen das Unrecht vorgehen und uns aus der Lethargie herausreißen, in die Enttäuschung und Verbitterung so manchen zu stürzen droht.

Vielfach hat man den Eindruck, als ob man die Menschen, die man mit dem schönen Wort »KZler« etikettiert hat, jetzt bereits irgendwie als eine unzeitgemäße Erscheinung des öffentlichen Lebens ansieht. Ich erkläre: Der Typus des KZlers ist und bleibt so lange zeitgemäß, als es in Österreich auch nur einen einzigen Nazi gibt, getarnt oder – wie man wieder sieht – offen. Wir sind das lebendige schlechte Gewissen der Öffentlichkeit.

Wir Nervenärzte wissen nur allzu gut, dass der Mensch dazu neigt, das schlechte Gewissen, um mit Freud zu sprechen – »zu verdrängen«. Wir werden uns aber nicht verdrängen lassen. Wir werden eine Kampfgemeinschaft bilden, eine überparteiliche Gemeinschaft, die aber einen gemeinsamen Gegner kennt: den Faschismus.

»Lethargie« und Flucht vor der Verantwortung barg zugleich nicht nur politische und soziale, sondern auch eminente psychologische und existenzielle Gefährdungen des Menschen – und sie stellte wiederum den Psychiater vor die Herausforderung, den durch Schuld- und Leiderfahrung ermüdeten und verunsicherten Menschen davor zu bewahren, sich in die Unverbindlichkeit provisorischer oder fatalistischer Lebenshaltungen zurückzuziehen:

Diese Generation hat zwei Weltkriege erlebt, daneben einige ›Umbrüche‹, Inflationen, Weltwirtschaftskrisen, Arbeitslosigkeit, Terror, Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeiten – zu viel für eine Generation. Was soll sie noch glauben – und müsste sie glauben, um aufbauen zu können. Sie glaubt an nichts mehr – sie wartet, auch sie. In der Vorkriegszeit hieß es: Jetzt etwas unternehmen? Jetzt, wo es jeden Augenblick zum Kriege kommen kann? Im Krieg hieß es: Was können wir jetzt tun? Nichts, als auf das Kriegsende warten – abwarten; dann werden wir weitersehen. Und kaum war der Krieg aus, hieß es wieder: Jetzt sollen wir etwas unternehmen? In der Nachkriegszeit ist nichts zu machen – alles ist noch provisorisch. (Frankl 1946)

Nun wissen wir aus zahlreichen psychologischen Arbeiten, dass die provisorische Daseinshaltung in den Nachkriegsjahren ein virulentes massenpsychologisches Problem gewesen sein muss; wir wissen aber auch, dass dieses Problem nicht auf die Nachkriegsjahre beschränkt blieb, sondern scheinbar paradoxerweise vor allem auch in Zeiten relativen Wohlstands in beunruhigend hohem Ausmaß beobachtet wird. Ebenso wie Frankls Argumentation für den tragischen Optimismus hat daher auch sein Appell an die bewusste Wahrnehmung der persönlichen und sozia-